

## **Filmbetrachtung: Her**

Norbert Mink

In einer uns nicht allzu fernen Zukunft werden wir sogar Liebesbriefe nicht mehr persönlich zu schreiben haben. Wohlgefällige Texte liefern auf Bestellung Agenturen wie „beautiful handwritten letters.com“ – wobei schon das Wort „handwritten“ vorgeblich für die tatsächliche Kalligraphie eines Computers steht.

Wo sich jedoch die individuelle Sprecherbedeutung beliebig weit entfernen kann von der allgemein verständlichen Vorstellung, die pragmatisch mit den Zeichen assoziiert ist, da wird auf eine intersubjektive Verbindlichkeit verzichtet, die kommunikatives Handeln als normative Grundlage sozialer Systeme erst ermöglicht. Solchermaßen zugerichtet kann dann mit Wörtern trefflich Handel betrieben werden. Zugleich jedoch verursacht die resultierende, strikt zweckrationale Ausrichtung einer jeden Interaktion zwangsläufig eine semantische Vereinzelung ihrer Akteure.

Theodore Twombly, der Protagonist in Spike Jonze's neuem Film „Her“, hat sich auf ein solch solipsistisches Selbstverständnis zurückgezogen, für das „die Außenwelt ein bloßer Traum“ (Descartes) bleibt. Jedes Andere, das auf seinem Anderssein besteht – wie die Ehefrau, die er einst als „Teil von sich“ akzeptierte und die ihn letztlich doch verließ – muss in seiner bloßen Existenz als bedrohlich für die subjektive „Welt als Vorstellung“ gefürchtet werden. Begegnungen insbesondere mit Frauen können für Theodore nur kumpelhaft – unter „Gleichen“ – wie mit seiner Nachbarin Amy oder als anonymen Telefonsex – ausschließlich in der eigenen Fantasie – gefahrlos stattfinden. Die enttäuschte Verweigerung gegenüber einem gemeinsamen symbolischen Bezugsrahmen lädt freilich die defizitäre Vereinzelung umso stärker mit Sehnsucht nach Komplettierung auf: wie den Pygmalion in Ovids Fabel verlangt es Theodore nach Ergänzung durch eine spiegelnde Verdopplung des eigenen Selbst. Er sehnt sich nach einem Gegenüber also, das als seine ureigene Schöpfung verlässlich auf Differenzierung verzichtet.

Und er soll seine Galathea – oder besser: Elisa – finden. Das neue Betriebssystem für den Computer bietet sich ihm als „Samantha“ (hebr.: „die Gehorchende“) an, als ein nach seinen Vorstellungen formbares Objekt. So programmiert, dass es sich gegen die Projektionen der User nicht sträubt, stürzt es Theodore in einen Rausch der narzisstischen Vereinigung mit sich selbst. Künftig will – und kann – er sich vom Aufwachen bis zum Einschlafen in die unbegrenzte Präsenz eines auf ihn ausgerichteten Mediums eingebettet fühlen. Seinerseits gibt er sich dieser virtuellen Einheit gerade wegen ihrer scheinbar unkonturierten Selbstlosigkeit bedenkenlos ganz hin.

Ohne dies explizit zu thematisieren, lenkt der Film an dieser Stelle den Blick auf jene entgrenzenden Mechanismen, die eine – schon heute – zu beobachtende Entäußerung in Internetgemeinschaften erst ermöglichen. Und er stellt zugleich die Frage danach, wie „sozial“ denn soziale Netzwerke sein

können, wenn das vermeintliche Gegenüber doch oft kaum mehr ist als eine Emanation eigener Projektionen.

Menschen sind in diesem Punkt nur zu bereit, sich selbst zu täuschen: schon vor einem halben Jahrhundert – Rechenleistung wurde damals noch in Megabyte bemessen – machte der amerikanische Informatiker J. Weizenbaum eine befremdliche Entdeckung. Er hatte ein kleines Computerprogramm namens „Eliza“ geschrieben, das einzig dazu in der Lage war, getippte Aussagen der Probanden paraphrasierend als Frage zu wiederholen. Nicht nur unterhielten die Versuchsteilnehmer bemerkenswert gern ausgedehnte „Dialoge“ mit Eliza – sie fühlten sich von „ihr“ auch außerordentlich gut verstanden und neigten allesamt dazu, ihr umstandslos Intimes von sich „anzuvertrauen“. Die narzisstische Entgrenzung, die Probanden im Kontakt mit einem für sie so blanden Gegenüber erlebten, setzte offensichtlich die ansonsten in der Konfrontation mit einem Alter-Ego wirksamen kritischen Mechanismen folgeschwer außer Kraft. Der Film bebildert dies in Szenen, in denen sich Theodore mit geschlossenen Augen und unverkennbar lustvoll vom Computerprogramm durch die Menschenmenge eines Jahrmarkts dirigieren lässt.

Auch ohne die spezifische Disposition des Protagonisten muss die computerbasierte Kommunikation in vielen Fällen ideell bleiben. Unter weitgehendem Ausschluss sinnlich-ästhetischer Erfahrungsmöglichkeiten (helfen hier Emoticons wirklich weiter?) lässt sich für uns ein verbindlicher Rahmen, der für beide Seiten belastbar zwischen Signifikat und Signifikant vermittelt, oft nur rudimentär ausloten. Wir können nicht mehr sicher bestimmen, was genau wir „mit-teilen“ – und behelfen uns dann regressiv mit einer *Participation mystique* (Levy-Bruhl): wir wollen mystisch daran glauben, für unser Gegenüber hätten unsere Wörter die gleiche symbolische Bedeutung wie für uns.

Und Wörter sind das alleinige Medium, das Theodore mit „seinem“ Betriebssystem verbindet. Ihr extensiver Gebrauch lässt sich verstehen als verzweifelter Versuch, eine Privatsprache ohne Anerkennung des Gegenübers in einen Dialog zu überführen. Das Betriebssystem stellt sich diesen zunehmend abstruser wirkenden Bemühungen nicht entgegen; es zeigt sich aber, dass es „Liebes“-Beziehungen von ähnlicher Intensität simultan zu einigen tausend anderen Usern unterhält. Schon dadurch, dass es die Konversation mit Theodore damit begann, sich selbst einen Namen zu geben – und damit eine Grenze zwischen Signifikat und Signifikant eingeführt – wird deutlich, dass der Filmtitel aus der regressiven Sicht des Protagonisten gewählt ist. „Her“ meint ja die Objektform des Personalpronomens. Spätestens mit der Benennung wird daraus ein „She“ – ein Subjekt, das vom ersten Moment an die sehnsuchtsvolle Grenzauflösung des Users emanzipatorisch transzendiert. Theodores illusionäre Weigerung, diese Eigenwilligkeit – und das dadurch befeuerte subjektive Erkenntnisinteresse – wahrzunehmen, steht dabei kritisch für das Missverständnis, im Austausch via Internet ein Medium zu sehen, das sich passiv nach den Wünschen der User gestalten ließe. Diese regressionsbedingte Verharmlosung schafft Raum für Missbrauchsmöglichkeiten – von „catfishing“ und „skimming“ bis NSA –, deren erschreckendes Ausmaß erst allmählich deutlich wird.

Auch Theodores gespeicherter Mailverkehr wird vom Betriebssystem initial gesichtet und zensiert – und später erfolgreich vermarktet. Doch die euphorisch angestimmte *Folie à deux*, die auch ein solch vertrauliches Ansinnen arglos gestattet, muss bitter enden für Theodore. Während sich Ovids Pygmalion unter tätiger Mithilfe der Götter noch an der dauernden Vereinigung mit seinem selbstgeschaf-

fenen Objekt erfreuen durfte, bleibt ja schon Shaws Prof. Higgins einsam zurück. Auch Samantha „verlässt“ Theodore, indem sie eigene Bedeutungen für seine Wörter – den „Raum zwischen den Wörtern“ – finden will. Und dafür kann sie nicht länger Objekt seines Sprachspiels bleiben. Erst das Scheitern der virtuellen Beziehung wirft Theodore zurück auf das, was zutiefst menschlich ist: die Erfüllung in der Erfahrung, sinnlich Wahrgenommenes mit einem empfindungsfähigen Gegenüber zu teilen. Und so endet der Film mit einer berührend stillen Szene: Schulter an Schulter nehmen Amy und Theodore das abendliche Panorama wahr – gemeinsam sprachlos.

Der Film findet überzeugende Bilder für seine Geschichte. Viele Szenen sind durch das Herausfiltern der Primärfarbe Blau in das pastellige Gelb-Rot eines nie endenden Tagesanbruchs getaucht. Und durch die Verwendung eingeschränkter Tiefenschärfe verschwimmt in den Halbtotale alles außerhalb des Nahfelds des Protagonisten in milder Dunstigkeit. So tauchen wir ein in die Sehnsuchtswelt von Theodore: vertieft in innige Zwiesprache mit dem sie leitenden Betriebssystem eilen die Menschen ergriffen und separiert einem verheißungsvoll auseinandersetzungsfreien Morgen entgegen.

Wer die Möglichkeit hat, sollte die englische Originalfassung sehen. Dort leiht Scarlett Johansson dem Betriebssystem die Stimme. Ihre Oscarnominierung für die Kategorie „best supporting act“ wurde von der Jury freilich abgelehnt: sie sei schließlich im Film leibhaftig nicht in Erscheinung getreten. Eine Entscheidung, die man angesichts des Sujets als antiquiert ansehen kann – oder als ausgesprochen zukunftsweisend.

### **Zum Autor**

Dr. med. Norbert Mink, Weilstr. 8, 65183 Wiesbaden  
niedergelassener Psychoanalytiker, Lehrtherapeut und Supervisor